Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 7. 5. 1939 | Nr. 19

Hermann Claudius

Mailied

Unter schwerverhangnen Himmeln
woll'n wir dennoch Zimbeln schlagen,
woll'n wir dennoch Lieder singen,
woll'n wir dennoch nicht verzagen.

Denn das Recht auf Licht und Freude
ist das älteste auf Erden.
Wir sind Samen in die Zukunft.
Einmal muß es Wahrheit werden!

Ob wir an dem Eismeer wohnen
oder in der Glut der Sonne:
Wir sind all der e i n e n Erde,
e i n e s Schmerzes, e i n e r Wonne.

Nackend werden wir geboren,
nackend trägt man uns zu Grabe.
Und der Tod lehnt ruhig lächelnd
an dem Prunkstück unsrer Habe.

Auf, laßt uns die Reihen schließen!
Ach, ich schau ein selig Treiben!
Keine Grenze weiß die Erde,
wenn wir ihre Kinder bleiben.

Ihre Wolken, ihre Sonne,
ihren Mond und ihre Sterne,
ihre Berge, ihre Bäume –
alles gibt sie uns so gerne!

Denn wir sind ihr Gottgedanke,
den sie tief aus sich gestaltet.
Mögen Menschen Menschen morden –
ewig bleibt er unveraltet.

Ewig jung wie alle Schöpfung
rollt er durch den Raum der Zeiten.
Herz, mein Herz, du darfst es fassen:
jenseits aller Endlichkeiten.

Darum unter schwerverhangnen
Himmeln laßt uns Zimbeln schlagen!
Wir sind Samen in die Zukunft.
Einmal muß es allen tagen!

Aus „Brücke in die Zeit“, Selbstauswahl aus des Dichters Zeitgedichten seit 1914, Verlag Albert Langen — Georg Müller, München.

Schulfest in meiner Jugend.

Von Bruno Brehm.
Staatspreisträger 1939.

Wir veröffentlichen von Bruno Brehm, dem Staatspreisträger des Buchpreises vom 1. Mai 1939, eine lustige Begebenheit aus seiner Schulzeit, die so recht seine Kunst, plastisch und anschaulich zu erzählen, hervortreten läßt.

Wenn wir Sonntags in die Kirche gingen, dann zog sich der lange Wurm des Gymnasiums durch die schmalen Gassen der kleinen Stadt; voran der Direktor, dick wie ein Osterei, mit weißer Weste und spiegelndem Zylinder, hinterdrein, ansteigend an Größe und tiefer werdend im Klang der Stimme, Klasse um Klasse wie lauter kleine Eierchen, die man in das große Zauberei des Direktors einschlichten kann — zuletzt die Oktava in Bratenröcken und Zylindern, mit Bärtchen und Bierbässen, einem vom Ernst der Matura überschatteten Gesangverein gleich. Den Zug beschloß ein Professor, der achtzugeben hatte, daß niemand hinter dem Haustor des Wirtshauses „Zur Weintraube“ verschwand. Ich war damals in der Sechsten und hatte schon drei Jahre das vielbegehrte Amt des Blasbalgtreters bei der Orgel bekleidet, als mich der Organist, ein Oktavaner, anzeigte, daß ich ihm einige Male böswilligerweise die Luft habe ausgehen lassen. Um mich mehr in seiner Nähe zu wissen, bestimmte mich daraufhin der Religionsprofessor zum Ministrieren, was mir eine weit weniger zusagende Beschäftigung schien. Ich grollte dem Organisten, der mir das freie Leben auf dem Chor genommen hatte und wartete auf den Tag der Rache.

Im Jahre 1909 wurden in allen Schulen Österreichs Erinnerungsfeiern an die Befreiungskämpfe von 1809 abgehalten. War es nun der Geist dieser Volkserhebungen, der mich ergriff, war es der Freiheitsdrang der Jugend im allgemeinen, war es der brennende Wunsch nach Rache, gleichviel, auch ich stand auf und beschloß, etwas ganz Besonderes zu unternehmen.

Wie alle Kriege so begann auch dieser mit einem kleinen Geplänkel, das ich dem Lateinprofessor liefern wollte. Um die Klasse zu unterhalten — denn schlechte Schüler bedürfen des Wohlwollens ihrer Klasse — steckte ich ein Zündholz zwischen die Tasten des Harmoniums (in unserem Zimmer fand die Gesangstunde statt) und trat, als der Lateiner die Tür auftat, im Vorbeigehen auf das Pedal. Aber leider folgte dem Lateiner der Direktor auf dem Fuß, hörte das quiekende Geräusch, sah das Zündholz, nagelte mich mit einem furchtbaren Blick fest und diktierte mir einen sechsstündigen Karzer.

Legende von den Männern auf dem Baum.

Von Herbert Kranz.

Die sieben wackeren Handwerksmeister und biederen Gastwirte, die man nicht anders als die sieben Aufrechten nannte, saßen nach getaner Arbeit im Herrenstübli ihrer Alt-Züricher Gastwirtschaft beisammen, aber es ging nicht kurzweilig und gemütlich her wie sonst. So still und ernst sie sich in größeren Versammlungen zeigten, so laut und munter pflegten sie dann zu tun, wenn sie unter sich waren — keiner zierte sich und keiner nahm ein Blatt vor den Mund, und oft genug sprachen alle zusammen. Heute aber sagte keiner ein Wort: der Zimmermeister Hediger, der immer der Wohlredendste war, schwieg, es schwieg Frymann, der Zimmermeister, es schwiegen die beiden Schmiede, von denen Kuser das Silber und Syfrig das Eisen hämmerte, es schwieg nicht minder Bürgi, der listige Schreiner, und die beiden Wirte Pfister und Chrismann gaben auch keinen Laut von sich. Ja es schien, als wären die alten Köpfe nicht vom Trinken rot, sondern vom angestrengtem Schweigen, und wie sie jetzt die sieben roten Köpfe schweigend schüttelten, war es nicht anders, als wären mit einemmal sieben rote Monde in Bewegung gekommen, die um den dunklen Tisch wie um eine runde Erdscheibe und in dem verqualmten Herrenstübli wie in einem dämmrigen Weltall schwebten.

Nein, nein, das junge Volk! Das liebte, das heiratete, das setzte Kinder in die Welt, und jetzt wollte es in der Stadt ein Fest feiern, ganz, ganz anders, als es die Alten gewohnt waren. Ein Schützenfest, ja, das war noch ein Fest, wie es sich gehörte, auf dem letzten waren auch sie noch mit ihrem Banner mitmarschiert — aber ein „Fest der Arbeit“, wie die Jungen sagten, nein, das war nichts, oder vielmehr, es steckte etwas dahinter.

„Ich will euch sagen“, — mit diesen Worten brach Meister Hediger das lastende Schweigen — „was das in Wahrheit bedeutet, dieses neumodische Fest: es soll eben von dem Tage an alles anders gemacht werden! Damit fängt der Umsturz des guten Alten an!“

„So ist es“, stimmte Frymann mit recht umwölkter Miene zu. „Sie sagen sogar, es solle keine Unterschiede geben, der Meister neben dem Gesellen sitzen, die Hausfrau neben der Magd, denn so verschieden ein jeder und eine jede wirke, so webten doch gewissermaßen alle an ein und demselben Webstück, und darum sollten auch alle einmal nebeneinandersitzen!“

„Das ist etwas Neues, und das ist immer gefährlich“, sagte der Schmied Syfrig.

„So ist es“, erwiderte Chrismann, der Wirt vom Silbernen Glöckli, und alle anderen bekräftigten das Wort mit bedeutsamem Nicken.

„Jedenfalls weiß ein aufrechter Mann, was er morgen zu tun hat“, sagte Meister Hediger düster. „Er bleibt zu Haus und hält sich an seine Grundsätze.“

„Das tut er“, sagten die sechs übrigen einer nach dem andern und hatten dabei das Gefühl, als habe sich hier im Herrenstübli der Rütlischwur noch einmal wiederholt. Das tat ihnen wohl, denn im Grunde waren sie tief bekümmert. Sie waren ja keine überfälligen Griesgramler, keine galligen Raunzer, die das Gute nicht sehen, weil sie eben nicht mehr gut sehen, und auch keine spitzfindigen Klügler, die, weil sie selbst nicht das Zeug zum Ja in sich haben, einer Sache nur das Nein entgegenhalten, das in jeder verborgen ist — sondern sie waren ernsthafte Männer, denen nur das Bekannte sicher, das Unbekannte aber ungewiß schien, und als sorglichen Hausvätern mußte ihnen nichts verhaßter sein als das Ungewisse und darum Unsichere.

Als sie nun alle auf verschiedenen Wegen ihren Häusern zustrebten, sah ein jeder das gleich. Überall waren die jungen Leute tätig: sie zogen grüne Gewinde über die Straße, und indes in dem einen Giebelfensterchen ein junger Bursch die Tannengirlande festmachte, band deren anderes Ende im Giebelfensterchen gegenüber ein junges Mädel an das Fensterkreuz. So halten über alten Türen wohl zwei pausbäckige Engel, aus Holz geschnitzt und vom Alter nachgedunkelt, ein starres Gebilde von Blumen und Früchten in den feisten, unbeweglichen Händchen — hier aber war es lebendiges junges Blut, das über das schwankende grüne Band hinweg sich anlachte und das es als Verheißung empfand, bald werde wohl noch ein ganz anderes Band sie aufs innigste verbinden. Junge Männer kamen mit frisch geschlagenen Birken singend aus dem Wald; die älteren Buben standen auf Leitern, hämmerten und waren mit Pinsel und Farbtöpfen tätig, manche noch mit der Kindergewohnheit, im Eifer der Arbeit das rosige Zungenspitzchen aus dem Munde gucken zu lassen, die Kleinsten brachten, wie reizende Putten anzusehen, in blinkenden Eimerchen, in Tassen, ja eins sogar in einem Vogelnäpfchen Wasser an, das sie in die Behälter gossen, in welche die Birkenstämme gesetzt werden sollten. Dabei eilten die Hausfrauen noch rasch in die Läden, um vor dem unverhofften Feiertag rechtzeitig alles ins Haus zu bekommen, was an einem Fest gebraucht wurde, und über all dem Gewimmel wehten die Fahnen.

Aber es ist gut, wenn man der allgemeinen Unbesonnenheit gegenüber sich auf seine Grundsätze besinnen kann.

„Manch einer hat schon geglaubt, er gäb' einem Engel die Hand, und da war es der Gottseibeiuns!“ sagte sich Meister Hediger. „Fahnen, Birkengrün und Girlanden“, dachte Meister Frymann, „das nimmt sich nicht schlecht aus: aber wie ist es mit der Aufhebung der Unterschiede?!“

Und der Schreiner Bürgi kam sich wie ein Prophet vor: „Sie können sich stellen, wie sie wollen — überall seh ich den Maibaum durchschimmern! Es geht gegen den Fortschritt, und damit Punktum!“ Und wem die verhaltene Fröhlichkeit einer ganzen Stadt, zu der keiner gezwungen war, sondern die sich wie von selbst eingestellt hatte, doch mehr ans Herz ging, als er für möglich gehalten hatte, der hielt sich an den gemeinsamen Beschluß im Herrenstübli wie an einem Geländer und ging daran seinen Weg ganz sicher weiter.

So saßen die sieben Aufrechten in ihren Häusern wie alte Einsiedlerkrebse in ihren Schneckenschalen, nur daß ihnen ihre Gehäuse viel zu groß waren, weil nämlich alle anderen Hausbewohner draußen das Fest mitfeierten, so daß jeder, der nun durch die leeren Stuben schlurrte, gleichsam darin klapperte wie eine Haselnuß, die in ihrer einst wie angemessen passenden Schale einschrumpfte, elend vertrocknete und nun rasseldürr geworden ist. Gewiß hatte ein jeder dies und das vorzunehmen, aber es war nicht das Rechte. Da sie den unwillkommenen Feiertag nicht anerkannten, wollten sie ihm auch die Ehre der Sonntagszigarre nicht antun; andererseits sah es mit dem Essen recht windig aus, da die Hausfrauen, obwohl die Gatten sie deswegen angeknurrt hatten, mit dem jungen Volk hinausgezogen waren und den grollenden Achill auf den Abend vertröstet hatten. So mußte sich ein jeder in der Küche in einem Töpfchen etwas einrühren oder gar etwas vom gestrigen Tage aufwärmen, was sie kränkte, weil sich die gestandenen Männer auf einmal wie die Handwerksburschen vorkamen, denen man notdürftig einen Teller voll Suppe auf die Treppe setzt. Denn um etwa die Gelegenheit auszunutzen, sich ein Rumpfstück aus der Speisekammer zu nehmen, es in doppelt so viel Butter zu braten wie die sparsame Hausfrau und sich noch ein leckeres Ei darüber zu schlagen und sich so einen delikaten Imbiß zu bereiten, auf den der Rote dann auch doppelt gut schmeckte — dazu waren sie doch wieder zu lobesame Ehemänner und Väter, die nun einmal gewohnt waren, das Gute mit Frau und Nachkommen zu teilen und nicht für sich allein zu verschlecken und zu verschlemmen wie Hagestolze, die beim genüßlichen Bruzzeln und Bräteln sich darüber hinwegzutäuschen suchen, welch hundstraurig einsamem Ende sie so langsam entgegenschmoren. Das Ärgste aber war der Südwind, der heute den ganzen Tag wehte, denn der brachte in die leere Stadt vom Festplatz her unaufhörlich die Klänge der Musik, und das Jauchzen, der Jubel der Tausende schmolz in dem leichten Wehen zu einem Klang zusammen, als jubiliere da draußen der Frühling in eigener Person und tanze zur Musik.

Es war etwa gegen zwei Uhr, als Meister Hediger sich sagte, daß gerade ein Mann, der ein Fest wie dieses da draußen mißbilligte, doch allen Grund hätte, einmal hinauszugehen, um nach dem Rechten zu sehen und um, wenn er schon das Schlimme nicht hatte verhindern können, doch das Schlimmste zu verhüten. Nicht viel später kam Meister Frymann darauf, man müsse doch einmal mit eigenen Augen betrachten, wie arg es sich auswirke, wenn es keine Unterschiede mehr gäbe, und schon griff er nach den Sonntagsstiefeln, denn wo alles sich geputzt hatte, konnte man auch nicht wie ein wüster Schlot erscheinen. Der Schreiner Bürgi wieder fand, die gewichtigsten Argumente gegen die Wiedereinführung fortschrittswidriger Bräuche verlören durch den Einwand, man sei ja gar nicht dabeigewesen, in der Meinung des großen Haufens ihren ganzen Gehalt, und

Erste Schlappe! Nun sollte ich aber beim Schulfest Mosens „Andreas Hofer“ aufsagen. Wollte der Direktor nicht, daß ein Vorbestrafter bei dieser Feier mitwirkte, war es die versöhnliche Stimmung des Jubeljahres — gleichviel, er kam höchstselbst ein paar Tage später in die Klasse, blieb vor meiner Bank stehen, stemmte die Hände in die Hüften, wölbte den Bauch heraus und sagte feierlich: „Die Schüler mögen sich von ihren Plätzen erheben!“ Wir taten es und warteten mit verhaltenem Atem. Der Direktor räusperte sich und ließ sich feierlich vernehmen: „Anläßlich des Jubeljahres und des feierlichen Gedenkens der Manen verblichener Helden wird der Schüler Bruno Brehm von der laut Konferenzbeschluß über ihn verhängten Karzerstrafe begnadigt.“ Der Klassenvorstand verbeugte sich, der Direktor schritt erhaben aus der Klasse, wir standen stramm und setzten uns erst nieder, als der Klassenvorstand mit der Hand das Zeichen gab und zu mir sagte: „Mein lieber Brehm, ich hätte Ihnen die Strafe nicht geschenkt, die vollauf verdiente.“

Und was tat ich Elender, ich unverdient Begnadigter? Ging ich in mich, nahm ich mir vor, mich zu bessern? Faßte ich den Vorsatz, bei der Schulfeier alles wieder gutzumachen? Nichts von alledem! Ich lief nachhause, setzte mich hin, schrieb die Geschichte der Begnadigung an ein Witzblatt und verdiente mein erstes Geld.

Von dieser Geschichte erfuhr mein Feind, der Organist, dessen liebste Beschäftigung es war, den Direktor, wann und wo immer sich eine Gelegenheit bot, zu grüßen — und wie zu grüßen! Wie er es anstellte, dabei nicht das Gleichgewicht zu verlieren, ist mir auch heute noch ein Rätsel. Nun, dieser Feind erzählte die Sache so lange herum, bis sie auch zu den Ohren des Direktors kam, der über einen solchen Abgrund von Gemeinheit so erstarrte, daß er nicht wußte, was er tun sollte. Aber er konnte sich beherrschen, er wollte mit mir erst nach dem Schulfest zu Gericht gehen, aber ich war durch das eigentümliche Funkeln seiner Augen und durch den zuckersüßen Klang seiner Stimme gewarnt, ich wußte, daß ich nichts mehr zu verlieren hatte.

Nun gut, von mir aus sollte es zu einer furchtbaren Abrechnung mit diesem heimtückischen Organisten kommen. Beim Schulfest hatte Müller, so hieß mein Feind, das Cello in Haydns Kaiserquartett zu spielen. Am Vorabend des Festes schlich ich mich mit einer Dose Vaselin in den großen, bereits geschmückten Saal; richtig, dort auf dem Podium stand von der Probe her Müllers Cello. Ich fettete gründlich die Saiten ein und verschwand wieder ebenso geheimnisvoll wie ich gekommen war.

Am nächsten Tage war die ganze kleine Stadt auf den Beinen, alles zog zum Gymnasium hin. Als ich den übervollen Festsaal sah, wurde mir etwas bang ums Herz, aber da war es wohl schon zu spät.

War es der hohe Stehkragen oder das Gefühl der Schuld, was mich so erbärmlich würgte? Vorne in der ersten Reihe saß neben dem General mein Vater — ich wäre am liebsten verschwunden. Ich war die dritte Nummer. Das Fest sollte mit dem Kaiserquartett beginnen, dann hätte die Ansprache des Direktors kommen sollen und dann mein „Andreas Hofer“. Für diesen Programmpunkt hatte sich der Direktor etwas ganz besonders Stimmungsvolles, noch nie Dagewesenes ausgedacht, denn er war wie alle dicken Männer etwas rührselig hinter seiner mächtigen Fassade. Er hatte im nebenliegenden Konferenzzimmer ein paar Sänger aufgestellt, die, nachdem ich „Ade, mein Land Tirol“ gesprochen hatte, mit etwas zitteriger Stimme den Refrain zu singen hatten.

Was nun geschah, spielte sich so rasch ab, daß es sich nicht leicht schildern läßt.

Ein Blick auf Müller zeigte mir, daß dieser aus seinem Cello nur ganz erbärmliche Töne entlocken konnte. Er schüttelte mit hochrotem Gesicht seine blonden Strähnen aus der Stirn und blickte hilflos auf den herbeieilenden Direktor. Der arme Müller tat mir fast leid, als ich die Ungeduld des Direktors sah, der ja auch nicht so ohne weiteres seine Rede beginnen konnte, die wahrscheinlich so hätte anheben sollen: „Nach dem Verklingen dieser erhebenden Töne — —“ Nun merkte auch wohl schon das Publikum etwas, man begann zu flüstern und die Köpfe zusammenzustecken. Da erblickte der Direktor mich und sagte mit unheimlich freundlicher Stimme: „Beginnen Sie einstweilen, hier ist irgend ein Bubenstreich geschehen, dem man noch auf die Spur kommen wird! Aber dieser Mensch kann sich freuen, dafür geb ich ihm jetzt schon Brief und Siegel.“

Federnden Schrittes, im Gefühl gelungener Rache und doch mit einem Würgen im Halse bestieg ich das Podium. Recht viele Menschen, denke ich, wie ich so in den weiten Saal hinabschaue — und jedermann hat einen Kopf, und die Frauen haben obendrein auf den Köpfen noch Hüte. Jedes dieser neugierigen Gesichter hat zwei Augen, und vor einigen Augen blitzen außerdem noch Brillen. All diesen neugierigen Bestien, denke ich weiter, sollst du nun zum Fraß vorgeworfen werden. Dort leckt sich sogar die dicke Frau Landgerichtsrat ihre breiten Lippen. Auch ich lecke mir rasch die Lippen ab, denn sie sind so trocken und kleben so aneinander, daß ich sie kaum aufbringen kann. Ich schiele zur Seite, dort muß ja der Vorzugsschüler stehen, der seiner Verläßlichkeit wegen das Ehrenamt erhalten hat, die Klingel zu drücken, die das Echo im Konferenzzimmer verständigen soll.

Nun steht endlich der Vorzugsschüler auf seinem Platz. Drüben wischt der Müller noch immer an seinem Cello herum, der Direktor lächelt bitter meinem Vater zu und sagt zu mir: „Worauf warten Sie denn noch?“

Ganz plötzlich, ganz überraschend, mir selbst am unerwartetsten, verbeuge ich mich und beginne:

„Zu Mantua in Banden — —“, aber schon halte ich inne — ich habe ja den Titel vergessen: „Julius Mosen: „Andreas Hofer“.“

Neuerliche Verbeugung. Aus der Tiefe dringt Kichern zu mir empor.

Lacht ihr über mich, denk ich mir, so lach ich über Müller und dessen eingefettetes Cello. Dann hat jeder etwas zu lachen.

Derlei Gedanken stören aber das Gedächtnis: ich höre mich selbst wie aus weiter Ferne einige Worte sprechen, aber auf einmal weiß ich nicht mehr, welche. Denn dort bringen sie — groß wie eine vermummte Türkin, ein anderes Cello durch den Saal geschleppt. Auch der Direktor sieht es, er wendet sich um und winkt mit der Hand. Vielleicht, so denk ich mir, will er nun doch das alte Programm durchführen und das Kaiserquartett zuerst spielen lassen.

Da ich ohnehin nicht weiß, wo ich stecke, sehe ich ihn erwartungsvoll an, bereit, auf seinen Wink hin abzutreten und bescheiden meines neuerlichen Aufrufes zu harren.

„Weiter! Weiter!“ faucht mich der Direktor an, „was haben Sie denn?“

Ich zucke die Achsel, ich beginne wieder von neuem: „Zu Mantua in Banden . . .“

Aber da mochte wohl der Vorzugsschüler bei der Klingel auch nicht aufgemerkt haben, denn auf einmal ertönte mitten in meine Worte: „— — führt ihn der Feinde Schar — —“ das Echo aus dem Konferenzzimmer mit zitternden wehmütigen Stimmen: „Ade, mein Land Tirol, ade, mein Land Tirol.“

Wenige Menschen waren im Saal, die nicht vor Lachen zu bersten schienen, zu den wenigen zählte mein Vater, der seinen Säbel packte, als wollte er mich niedermetzeln, und der Direktor, der mit blaurotem Gesicht nach Luft schnappte. Auch mich überkam eine abgrundtiefe, herzzusammenschnürende Trauer.

Hier wollen wir den Vorhang fallen lassen, denn es kam recht wenig Fröhliches nach, und es ist immer wichtig, zu wissen, wo man zu schließen hat.

Poincaré verantwortlich für Schlageters Hinrichtung.

Die Erinnerungen des Verteidigers des deutschen Helden erstmalig veröffentlicht.

Im Maiheft von „Westermanns Monatsheften“ kommen die historisch außerordentlich bedeutsamen Aufzeichnungen des 1934 verstorbenen Rechtsanwaltes Dr. Bräutigam, der u. a. auch von Leo Schlageter zum Verteidiger berufen wurde, zur Erstveröffentlichung. Wir bringen mit freundlicher Genehmigung des Verlages daraus einen ergreifenden Abschnitt.

Als durch die rechtswidrige Besetzung des Ruhrgebietes die Abwehr in der deutschen Bevölkerung einsetzte, war es Schlageter, der mit seinen Kameraden des Freikorps Hauenstein zur Stelle war, um den passiven Widerstand der Bevölkerung aktiv zu unterstützen. Die Aufgabe für Schlageter bestand einmal darin, Nachrichten über die französische Besatzung, ihre Unternehmungen usw. zu besorgen. Sehr viel wesentlicher war aber die andere Aufgabe, durch alle möglichen Mittel die Besatzung zu stören und insbesondere zu verhindern, daß deutsche Kohle von den Franzosen weggeschafft wurde. Die größere Handlung in diesem Teil der Schlageter gestellten Aufgaben war die Sprengung einer Bahnbrücke, die an der Strecke Düsseldorf—Duisburg lag und ein Anschlag auf einen Tunnel in der Nähe des Stadtwaldes Essen. Durch diese Handlungen war den Franzosen die Tätigkeit der Gruppe Hauenstein nicht unbekannt geblieben, ohne daß sie zunächst allerdings wußten, wer der Führer dieses Trupps war. Offenbar hat erst Verrat den Franzosen die Augen geöffnet, der dann auch bald, nämlich Mitte April 1923, zur Verhaftung Schlageters in einem Essener Hotel führte. Bezeichnenderweise gingen die französischen Kriminalbeamten bei der Verhaftung sofort an das Versteck, in dem Schlageter die Sprengstoffe verborgen hatte. Außer Schlageter wurde der größte Teil seiner Kameraden gleichfalls verhaftet und nach kurzem Aufenthalt in Essen-Werden nach Düsseldorf in strengste Untersuchungshaft gebracht.

Die Gefangenen wurden in strengster Isolierung gehalten. Nicht einmal als Verteidiger hatte man Zutritt zu ihnen. Mit einer mehr als verdächtigen Eilfertigkeit wurde das geheime Untersuchungsverfahren betrieben. Der Verhandlungstermin vor dem französischen Kriegsgericht wurde überraschend schnell auf den 8. Mai 1923 angesetzt. Ich war von Schlageter als sein Verteidiger dem französischen Untersuchungsrichter und Anklagevertreter gegenüber bezeichnet worden. Ich erhielt jedoch, anscheinend mit Absicht, keine Ladung zu dem Verhandlungstermin. Man bestimmte kurzerhand sogenannte Offizialverteidiger, und zwar jedesmal für mehrere Gefangenen einen von dem französischen Kriegsgericht ausgewählten Anwalt, lud diese aber erst am 7. Mai zum Verhandlungstermin, so daß ihnen noch nicht einmal vierundzwanzig Stunden bis zum Beginn der Verhandlung zur Verfügung standen.

Es gelang mir trotzdem, in dem engen Kriegsgerichtssaal unmittelbar neben Schlageter einen Platz zu bekommen, so daß ich ihm während der zweitägigen Verhandlung auch unmittelbar manches Wort zuflüstern konnte. Seine Haltung, die ich während dieser beiden unvergeßlichen Tage beobachtet habe, war im höchsten Grade bewundernswert. Er nahm unerschrocken die ganze Verantwortung für seine Tätigkeit im besetzten Gebiet allein auf sich und war in jeder Hinsicht bemüht, seine mitangeklagten Kameraden zu entlasten. Ich hatte kurz vor der Vollstreckung des französischen Urteils Gelegenheit — ich glaube: es war während einer Verhandlungspause am französischen Kriegsgericht — mich mit ihm über seinen bewundernswerten Handstreich zu unterhalten. Er wehrte aber meine anerkennenden Worte mit einer ihn kennzeichnenden persönlichen Bescheidenheit ab. Denn was er für selbstverständlich hielt, galt ihm nicht als besondere Tat. Seine letzten Worte vor der Urteilsverkündung lauteten: „Für das, was ich getan habe, stehe ich ein. Demnach bin ich bereit, alle Folgen meiner Handlung zu tragen.“

Ich hatte noch am Tage vor der Erschießung mit dem Präsidenten des Gerichts, das Schlageter verurteilt, und mit dem Anklagevertreter die Möglichkeit einer Vollstreckung des Todesurteils besprochen. Beide waren der aufrichtigen Meinung, daß das Urteil niemals vollstreckt werde, da man auf keinen Fall einen Märtyrer schaffen wolle. An demselben Tage wurde Poincaré als Ministerpräsident im französischen Abgeordnetenhaus von Tardieu interpelliert, wegen der Mißerfolge außerordentlich scharf angegriffen und ihm außerdem noch der persönliche Vorwurf der Schlappheit gemacht. Während Tardieu sprach, schrieb Poincaré, dessen starke Erregung von meinem Gewährsmann, einem Pariser Kollegen und bekannten Politiker, bemerkt worden war, einen Zettel, ließ seinen Sekretär an den Ministertisch treten, um ihm mit auffallend eindringlichen Worten den Zettel zu übergeben. Dann bestieg Poincaré die Rednertribüne und sagte unter atemloser Stille des ganzen Hauses: „Mir ist soeben der Vorwurf gemacht worden, ich sei der Ruhrbevölkerung gegenüber zu schlapp. Sie werden morgen Gelegenheit haben, zu erkennen, daß ich durchzugreifen vermag, wenn ich dies für notwendig erachte.“ Poincaré hatte soeben den Befehl zur Erschießung Schlageters erteilt.

Ich bin mit Schlageter sodann noch am Vorabend seiner Erschießung im Gefängnis in Düsseldorf zusammen gewesen. Zu dieser Zeit war die Vollstreckung des Urteils in Paris bereits beschlossen und der Befehl zur Erschießung nach Düsseldorf unterwegs. Wenn wir auch beide demnach die Ereignisse des folgenden Tages noch nicht wußten, so merkte ich doch an der Haltung und den Worten Schlageters, daß er von der Vollstreckung des Todesurteils durch die Franzosen überzeugt war. Ich hatte ihm gegenüber meine persönliche Ansicht dahin zum Ausdruck gebracht, daß ich an eine Vollstreckung des Urteils nicht glaube. Er gab mir darauf zur Antwort, daß er die Franzosen anders beurteile und daß man ihn bestimmt auch erschießen werde. Er setzte mit wunderbarer Ruhe hinzu: „Mich können sie zu jeder Zeit haben, ich bin bereit. Nachdem ich einmal für mein Vaterland so gehandelt habe, will ich auch für mein Vaterland sterben.“ Angesichts solcher Worte war jede Antwort, insbesondere aber jeder tröstliche Zuspruch, unmöglich. Zuspruch und Trost brauchte Albert Leo Schlageter nicht.

Als ich mich an diesem Abend von ihm verabschiedete, tat ich dies mit den Worten: „Ich komme wieder“. — „Dann müssen Sie sich aber beeilen,“ war Schlageters Antwort. „Kommen Sie nur nicht zu spät!“

Schauten wir wahrhaftig das Elend der Welt, hätten wir dann noch die Stirn, uns um Lappalien zu streiten?

Weismantel

Wir sind noch nicht, und wissen, warum wir noch nicht sind. Wir sterben aber und wollen werden.

Herder

---

damit nahm er seinen Bratenrock aus dem Schrank. Im Öchsli und im Glöckli fiel es zwei Männern schwer auf die Seele, daß sie wohl zu den sieben Aufrechten gehörten, aber auch Wirte waren, und wie kann man sich gerade als Wirt von dem ausschließen, was alle tun, wo man doch darauf angewiesen ist, daß möglichst alle auch wieder zu einem ins Haus kommen? Wenn sie sich da draußen einmal sehen ließen, meinten sie, so blieben sie immer noch sauber überm Nierenstück, und was die restlichen zwei betraf, so galt für sie, was auch für die andern Geltung hatte: ein eigentliches Gelöbnis war doch gestern im Herrenstübli gar nicht gesprochen worden! Gewiß, sie hatten an den Rütlischwur gedacht — aber es hatte keiner geschworen, was bei einem solchen nichtigen Anlaß sich auch gar nicht gehört hätte. Das war es überhaupt: man mußte die Sache nicht wichtiger nehmen als sie war! Hieß fernbleiben nicht beinahe so viel wie sich fürchten? Ein Aufrechter und sich fürchten — nein, das gab es nicht, und so war es denn eigentlich gar nichts Überraschendes, daß sich die sieben Aufrechten plötzlich und vollzählig auf dem Festplatz trafen.

Da saß nun eine Tischgesellschaft von einigen tausend Köpfen an gedeckten und geschmückten Tischen. Landleute und Städter, Männer und Weiber, Alte und Junge, Gelehrte und Ungelehrte, alle saßen fröhlich durcheinander. Nirgends blickte ein hämisches Gesicht, nirgends ließ sich ein Aufschrei oder ein kreischendes Gelächter hören, sondern nur das hundertfach verstärkte Gesumme einer frohen Hochzeit, der gemäßigte Wellenschlag einer in sich vergnügten See. Doch die sitzenden Heerscharen bildeten nur die Hälfte der Versammlung; ein ununterbrochener Menschenzug, ebenso zahlreich, strömte als Zuschauer durch die Gänge und Zwischenräume und umkränzte, ewig wandelnd, die Essenden und wartete darauf, daß für sie Platz gemacht werde, wenn jene satt waren. Sie genossen den Duft des einfachen Essens, das es heute gleichmäßig für alle gab, als eine Art Vorspeise, wenn die Schüsseln eilig an ihnen vorübergetragen wurden, und das ließ sie geduldig warten, bis auch an sie die Reihe des Schmausens kam.

Wahrhaftig, hier war nichts, demgegenüber sich die sieben Aufrechten auf ihre Grundsätze hätten besinnen müssen. Sie waren ehrliche Männer, die sich keine Scheuklappen umhingen, um nur einzelnes und nicht das Ganze zu sehen, um vielleicht dies oder das zu finden, worüber sie sich mit Fug hätten entrüsten können. Nein, sie sahen mit Staunen, daß auch dieses neue Fest, mochte es nun vom Fortschritt oder vom Rückschritt stammen, das Wesen des echten Festes hatte, das wie die Träume der Dichter den Menschen das Leben nicht zeigt, wie es ist, sondern wie es sein sollte. Die Menschen aber brauchen diese Traumstunden, um mutig eben durch die Tage zu marschieren, an denen das Leben nicht ist, wie es sein sollte . . .

Da schlug den wackeren Sieben die heilige Festfreude so ins Geblüt, daß es sie nicht länger hielt und sie mittun wollten. Aber es war für sie kein Platz mehr an den Tischen, und sie wollten den auch niemand wegnehmen, da sie ja zu Haus, wenn auch auf kümmerliche Weise, doch rundherum satt geworden waren. Nun stand am Rande des Waldes ein sehr alter Kastanienbaum, um den der Boden ringsherum freigehalten worden war, so daß seine Äste schon wenige Handbreit über der Erde sich ausbreiteten. In ihrem Überschwang, in dem auch die tiefe Freude darüber war, nicht länger von ihren Landsleuten abgeschieden zu sein, kletterten die alten Kracher wie sieben junge Buben in die Äste und saßen da nun zwischen den wild duftenden weißen Blüten, mit denen der Baum wie mit dicken Kerzen besteckt war; sie ließen sich Wein hinaufreichen, tranken einander zu und allem Volk. Die Musik spielte wieder, die letzte Mannschaft aß an den Tischen, die Paare drehten sich auf den Tanzböden — und über dem Ganzen thronten die Sieben, umlacht und umjauchzt von den Tausenden, und es begab sich, daß alle, die später von diesem Fest erzählten, als dessen Schönstes, ja als dessen Höhepunkt immer schilderten, wie sieben alte Männer in einem Baum gesessen und sich des Lebens gefreut hätten, so daß es späteren Geschlechtern schien, als sei jenes erste Fest überhaupt nur dieser Sieben wegen gefeiert worden.